Vom Flamingo

Autor(en): **Hess, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 20

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639453

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Der Zufall ist mir heute günstig", sagte diese Stimme, die eben dem Chauffeur befohlen hatte, langsam zu fahren. „Ich hatte längst den Wunsch, Frau Cécile, einmal mit Ihnen zu sprechen. Sie sind der einzige Mensch, an den ich die Frage richten kann, die ich zu tun gedenke, und ich zähle auf Ihre Diskretion. Es kommt mir vor, als ob meine Verwandten große Stücke auf Sie hielten, und anderseits glaube ich, daß Sie sowohl Onkel als Tante sehr gut kennen. Es ist auch möglich, daß man Ihnen über mich einigen Aufschluß gegeben hat. Für den Fall, daß dies eine Täuschung sein sollte, will ich Ihnen kurz sagen, was zu meiner Sache gehört: Ich habe längere Zeit in Guatemala gelebt. Das Klima sagte mir nicht zu, und ich mußte zurückkehren. Sie wissen, daß ich im Geschäft meines Onkels angestellt bin. Man hält mich für unverheiratet. Die Wahrheit ist, daß ich von drüben eine junge Frau mitgebracht habe, die ich in einem Vorort wohnen lassen muß, weil ich bisher nicht den Mut fand, dem Onkel, — von dem ich abhängig bin — die Sache zu gestehen; — um so mehr, als er mir in letzter Zeit eine eigentümliche Kälte zeigt, die ich mir nicht anders erklären kann, als daraus, daß er durch irgend jemand von meinem Eheverhältnis gehört hat und darüber ungehalten ist. Sie fragen sich, warum ich dieses Verhältnis verheimliche? — Man ist hier, obwohl wir in einer Großstadt leben, sehr kleinlich, und alles Außerordentliche gibt Anlaß zu unendlichen Klatschereien. Nun, — meine Gattin ist zwar keine Eingeborene von drüben — wohl aber war es ihre Mutter. Kurz, sie ist eine Mulattin. Nicht alle Leute verstehen diese Art Schönheit, die mir das Herz bestrickt, zu würdigen. Aber dieser Zustand ist unerträglich. Da ich es nicht über mich bringe, meinem Onkel, der mir jetzt fast feindselig begegnet, die Wahrheit zu sagen, so frage ich sie an, ob Sie glauben, daß ich mich meiner Tante anvertrauen und bei ihr Verständnis und Vermittlung finden dürfte?"

Er wandte Cécile das noch junge, aber von Tropensonne entfärbte Gesicht, die dunklen Augen mit dem merkwürdig schlaftrunkenen Blicke zu.

Cécile wagte die leise Bemerkung:

„Ich würde mich an Ihrer Stelle ganz unbedingt dem Onkel anvertrauen."

Sein Blick belebte sich.

„Und seine seltsam abweisende Haltung?"

„Diese beruht vielleicht auf einem Irrtum."

„Das ist Ihre ganz sichere Meinung? Ich soll mich nicht der Tante, sondern dem Onkel anvertrauen?"

„Es ist das Allerbeste, was sie tun können."

„So werde ich nach Ihrer Meinung handeln."

Der Wagen hielt und der junge Vetter wartete, bis die Tür für Frau Cécile geöffnet worden war, dann kehrte er selbst mit dem Auto in die Stadt zurück.

IV.

Eine Woche später fuhr Frau Jeanne mit ihrer Gesellschafterin durch die belebtesten Geschäftsstraßen. Man hielt vor den verschiedensten Magazinen und Frau Jeanne verschwand darin für halbe Stunden. Zu einem Gespräch kam es erst auf der Heimfahrt.

„Erinnern Sie sich, Cécile, unseres Gespräches vor einiger Zeit, als ich Ihnen im Vertrauen allerlei sagte? Ja? Denken Sie, es waren Dünste, die sich zerstreut haben. Die eifersüchtigen Sticheleien haben aufgehört. Die Atmosphäre ist wieder rein. Alles Gewitterhafte ist daraus verschwunden. Sie hatten Recht, es war ein Irrtum."

V.

Täglich, zur selben Zeit, hält das elegante Auto-Coupé an der Trottoirrampe der breiten Straße vor dem balkongeschmückten Haus. Wer im Vorbeigehen einen nur flüchtigen Blick in den Wagen wirft, kann denken, derselbe sei leer. Und doch sitzt, in die Ecke geschmiegt, eine ganz in Grau gekleidete, schmächtige Gestalt.

Vom Flamingo.

Im Mai 1924 erregte das Auftauchen von ziemlich großen rosenroten Vögeln am Thunersee berechtigtes Aufsehen. Sie wurden dort am 7. Mai gesehen und am 13. und 30. Mai wurden wieder Flamingo, um solche handelte es sich, am Genfersee beobachtet.

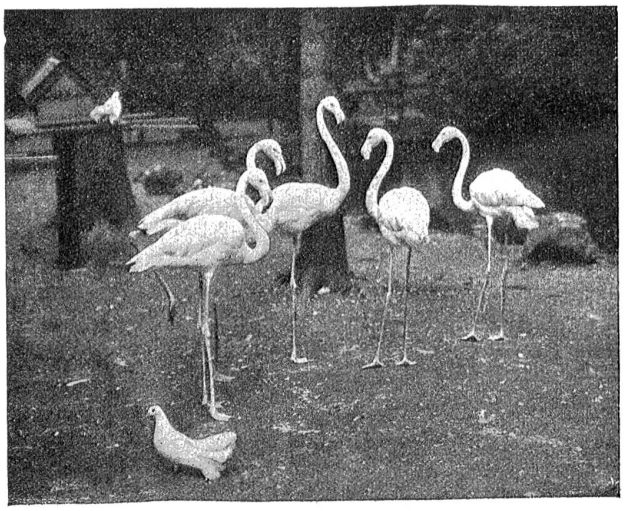
Der schöne Vogel ist in den Mittelmeerländern, auf den Kapverden, in ganz Afrika, der Kirgisensteppe, am Kaspischen Meer, Persischen Golf, durch Transkaspien bis zum Baikal-See, Indien und Ceylon beheimatet. In Amerika wohnen Unterarten.

Im Mittelmeergebiete gab es zwei große Brutgebiete: in Südspanien und in der Camargue, das ist das Rhonedelta in Südfrankreich.

In ganz Nordafrika trifft man den Flamingo regelmäßig an. Doch scheint er in der Hauptsache dort nur Wintergast zu sein. Da diese Vogelart immer in größerer Anzahl, oft zu Tausenden, beieinander ist, so bildet eine solche Ansammlung ein wunderbarer Anblick. Dies ist besonders auch beim Fliegen der Fall. Der lange Hals, der Rumpf, die Beine sind in einer geraden Linie ausgestreckt. Die Flamingo halten im Flug bestimmte Anordnungen bei, teils in langen schwingenden Wellenlinien, oder in Keil- oder Dreieckform. Als Bewohner flacher Meeresküsten, Lagunen und mehr oder weniger salzigen Binnenseen, mit geringem Pflanzenwuchs, besteht die Nahrung des Flamingo aus allerkleinsten Wasserschnecken und Schaltieren, die er nach Entenart, im Wasser „schnäbelnd", aufnimmt. Zu diesem Geschäft ist sein Schnabel geradezu wunderbar gebaut.

Sein Nest besteht aus einem Schlammhügel. Gruppenweise vereinigt stehen die Nester oft im seichten Wasser.

In den weiten, wilden Ebenen der Camargue, südlich von Arles in Südfrankreich, brütet der Flamingo wohl wegen dem Mangel an Sicherheit leider nicht mehr regelmäßig. Im Jahre 1923 wollte ich ihn dort aufsuchen, traf aber den Vogel, trotz eifrigem Suchen, nirgends. Der große Teich von Vaccarès wies einen sehr niedrigen Wasserstand auf, weil es beinahe drei Jahre lang in der Gegend wenig geregnet hatte. Anfangs Juni 1924 fand sich dann aber der Flamingo in einer Zahl von zirka 2000 Stück wieder in der Camargue ein. Man wird annehmen, daß ein Trüpplein des ungefähr storchengroßen Stelzvogels der Rhone entlang weitergeflogen sei, bis er in unser Alpenland gelangte. Gegen diese Annahme spricht aber der Umstand, daß er zu-



Flamingo im Zoologischen Garten in Basel.

erst am Thunersee und dann erst später am Leman gesichtet wurde. Demnach könnte er vom Osten her gekommen sein. Zudem wurde festgestellt, daß die Flamingo, die in Süd-

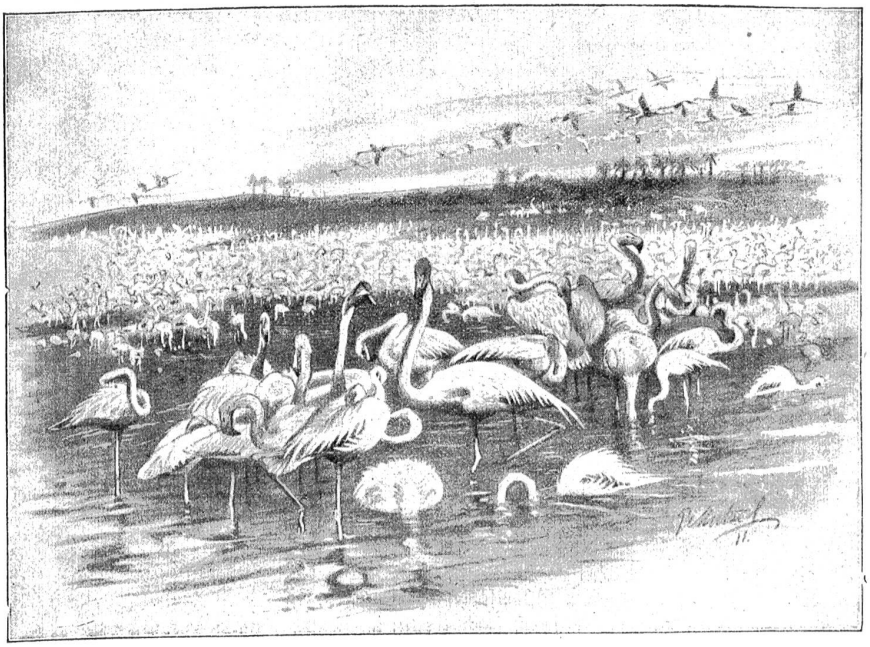
frankreich eintrafen, erst um den 20. Mai herum Tunesien verlassen haben. Demnach muß man in Erwägung ziehen, daß die am Thunersee gesehenen aus der Gegend des Schwarzen oder Kaspischen Meeres zu uns verschlagen wurden. Um sogenannte „Irrgäste" handelte es sich allenfalls.

Man weiß von einigen Fällen des Erscheinens des Flamingo in unserem Lande. Naturgemäß fand sich der an das Wasser, den Sumpf gebundene Vogel in erster Linie in entsprechenden Gebieten, wie zum Beispiel im Großen Moos, am Neuenburgersee ein.

Im Museum von Zürich sind zwei Flamingo vorhanden, die im Jahre 1864 bezw. 1869 in der Nähe von Bern erbeutet wurden.

Der im Alter schön rosenrote Vogel (die Jungen sind weniger lebhaft gefärbt) bildet eine Zierde der Lagunenlandschaft. Aber seine Schönheit, seine eigenartige Gestalt tragen dazu bei, daß er beinahe in einem jeden größeren Tierpark gehalten wird. So kann man im Zoologischen Garten zu Basel auch ein Trüpplein Flamingo mit Muße beschauen und Betrachtungen darüber anstellen, wie die Natur ihre Geschöpfe für ihre besondere Lebensweise auszurüsten versteht.

Albert Heß.



Flamingo am Nil.

Zwei Gedichte von Hanna Heß.

Scherzo.

Mir ist so leicht wie Sonnenschimmern,
Wie eines Bächleins neckisch Flimmern,
Wie eines Blattes Wirbeltanz,
Wie eines Kinderauges Glanz.

Mit tückisch heiserm, wildem Murren,
Mit giftig scheelem Hundeknurren
Verzog sich hinter Stachelhecken
Des Trübsinns böses Zähneblecken.

Nachtwandel.

Wenn des Silbermondes matte Strahlen
Furchtgespenster an die Wände malen,
Muß ich ohne Ziel und Sinn
Still durch nächt'ge Gänge gleiten hin.

Keines Abgrunds Dunkel kann mich schrecken,
Keine Furcht die Seele mir erwecken.
Könnt' ich doch so schlafend immer schreiten,
Keine Bangnis würde mich begleiten.

Aus der politischen Woche.

Die Wirtschaftskonferenz in Genf.

Von den Genfer Konferenzen kann man leider sagen: der Anfang ist blühende Hoffnung, das Ende immer bittere Enttäuschung. Enttäuschung für alle, die sich die Befriedung der Welt anders vorstellen, als wie sie vor sich geht — wenn die Entwicklung der Dinge überhaupt in dieser Richtung schreitet, was leider nicht so klar zu erkennen ist. Der Idealist und Optimist kann nicht begreifen, daß die allseitig erkannten Notwendigkeiten nicht gleich auch in Tat umgesetzt werden. Wie ist es beispielsweise mit der Abrüstung bestellt? Die Erkenntnis, daß das Wettrüsten zu neuen Kriegen führt und daß der Krieg für alle betroffenen Völker ein schlechtes Geschäft bedeutet, ist doch nachgerade zum Gemeinplatz geworden. Und doch rüsten alle Völker um die Wette drauf los. Jeder Staat sucht den andern einzuholen und zu überflügeln. Ein tatkräftiger und tatbereiter Wille zum Abrüsten ist bei keinem der Völker, auf die es ankommt, zu erkennen. Warum das so ist, kann hier nicht untersucht werden. Wir konstatieren bloß die Tatsache.

Wird es bei der heute tagenden Wirtschaftskonferenz anders sein? Werden die schönen Reden Früchte tragen? Werden wir als Resultat eine Erleichterung der gedrückten, eingeengten, überall mit Hemmungen und Entwicklungsschranken belasteten Wirtschaft erleben? Die Zweifel, daß dem so sein wird, stellen sich aus den Erfahrungen der letzten Jahre heraus ungesucht ein.

Die großen Eröffnungsreden sind verrauscht. Die repräsentativsten Volkswirtschafter und Finanzmänner aller Länder haben ihre Meinungen über Ziel und Wege dargelegt. Die Reden erweckten den Eindruck, daß all den Herren klar ist, wo die Weltwirtschaft der Schuh drückt. Sie betonen alle den Widersinn der nationalistischen Abkapselung durch Zollschranken, die die Produktion verteuert und die Völker verarmen läßt. Sie plädieren alle für Rationalisierung und internationale Zusammenarbeit, also für Verbilligung der Produktion. Dies in der richtigen Erkenntnis der Tatsache, daß je ungehemmter und rationeller die Völker arbeiten können, um so mehr und mit um so größerer Freude sie arbeiten, um so mehr sie verdienen, um so kaufkräftiger sie werden, um so mehr sie wieder andern zu verdienen geben, um so mehr neues Kapital sich bilden kann, um so tiefer der Zins dieser Kapitalien sinkt, um so mehr fallender Zins wieder die Produktion anfeuert. Doch halt! Gerade hier stoßen wir auf den Punkt der logischen Kette, die den Herren der Genfer Konferenz wie eine Warnungstafel: „Achtung, Gefahr!" vor Augen steht. Auf der Rückseite der Tafel steht — nur dem Wissenden erkennbar — geschrieben: „Stabile Währung, besseres Geld!"

Es gereicht uns zur großen Genugtuung feststellen zu können, daß der schweizerische Redner, Bankpräsident L. Dubois, als einziger den Mut hatte, auf den Punkt hinzuweisen, wo eigentlich die Konferenz den Hebel ansetzen sollte, eben auf dem Punkt, an dem die Warnungstafel steht. Herr Dubois sprach sein Bedauern darüber aus, daß die Wäh-